

Doppel-
nummer

IM LESESAAL

Nummer I-II/14 | 10. Februar 2014 | Elster Verlagsbuchhandlung AG | Hofackerstrasse 13 | CH 8032 Zürich
www.elsterverlag.ch – info@elsterverlag.ch | Telefon 0041 (0) 44 385 55 10
Auslieferungen – Deutschland: Brockhaus Kommission, Kornwestheim | Schweiz: AVA, Affoltern a. A.



Tino wieder auferstanden (lat. resurrectio)

Ein Mythos taucht wieder auf

Tino, der Gründer der Hell's Angels in der Schweiz, hat ein wenig etwas von James Dean: der eine wie der andere ist im Prinzip unsterblich. Zudem hat Tino mit Dean gemein, dass er ein bedeutender Protagonist seiner Epoche war. Jetzt hat der Filmemacher Adrian Winkler einen Film über Tino gedreht, der am 13. Februar in die Schweizer Kinos kommen wird. Elster-Autor Willi Wottreng schrieb bereits vor einigen Jahren ein Buch über Tino, das jetzt in der 5. Auflage im Elster Verlag wieder aufgelegt wurde. Über die Unsterblichkeit der Legende schreibt er folgenden Schlusssatz.

Willi Wottreng

«Ich werde nicht älter als 35, das hat Tino schon mit zwanzig gesagt», erinnert sich sein Bruder. «Ja, er hat immer wieder davon gesprochen, dass er früh sterben wird», ergänzt seine Freundin Isa, die in Tinos letzten Wochen in der Schweiz weilte.

Wenige Monate sind vergangen seit der Feier des fünfunddreißigsten Geburtstags im Gefängnis. Tino wusste um die Präsenz des Todes: Der Totenkopf im Zeichen der Hell's Angels erinnerte ihn täglich daran. Sein Asthma. Sein ganzer Körper. «Tino hat an die dreißig Knochenbrüche gehabt. Weil er ständig auf der Grenze ging, um zu untersuchen, wann der Tod kommen könnte und wie», meint Rockerpfarrer Ernst Sieber. Er erzählt noch einmal von den Motorradfahrten und

sinniert: «Es war wie der goldige Schuss – sich vom Tempo verschlucken lassen.»

Hat Tino nicht seinem Angel-Mitglied Ketch gesagt: «Lieber ein Jahr als Löwe leben als ein Leben lang als Schaf?» Und sein Freund Negus meint: «Das Scheitern und der Tod gehören zu den Figuren Che Guevara und Zapata; auch Tino sah das so.»

Den Tod gesucht hat er dennoch nie, da sind sich alle einig. «Er war ein Lebensmensch», sagt Trix, «er überbordete vor Lebensfreude», meint Jimmy. Sein Wunsch zu leben scheint nie größer gewesen zu sein als in jenem Moment, da er seinen letzten Brief schreibt: «Bin irrsinnig aufgestellt.»

Fortsetzung Seite 2

Schwarzergeld!

Liebe Kolleginnen und Kollegen,
liebe Freunde des Verlages,

Selten hat man in der letzten Zeit eine derart konzertierte Schmähung durch Presse und digitalen Shitstorm erlebt wie im Zusammenhang mit der deutschen Journalistin Alice Schwarzer. Es ist, als hätten sich die Tore der Hölle geöffnet, und mit Theodor Körner, dem Dichter der Befreiungskriege, und Kurt Tucholsky möchte man kommentieren: Das Volk steht auf und der Sturm bricht los.

Anlass ist das Schwarzgeld von Frau Schwarzer. Es reicht allerdings nicht, ihr diesen Sachverhalt vorzuwerfen. Alles, was die engagierte Feministin in den letzten Jahrzehnten an publizistischen Kampagnen initiiert hat, wird mit ihrer Steuerhinterziehung gegengerechnet. Der «Spiegel»-Journalist Stefan Kuzmany kann vor lauter Verurteilungsfuror und Hoffnung, sie nie wieder in einer Talkshow zu sehen, nicht mehr die Tinte (resp. den Toner) halten, sorgt sich um die Weiterentwicklung des Feminismus und lässt höchstens ein schmallippiges «bei allen Verdiensten in der Vergangenheit» (und das in Klammern) zu.

Es ist schon so, dass Frau Schwarzer sowohl mit dem Geld als auch mit einigen ihrer Kampagnen rechten Unsinn betrieben hat, und ihre letzte passt gut dazu. Es wäre erstaunlich, wenn wegen Schwarzers Forderung nach Verbot der Prostitution – ihr neuester Einwurf – ein jahrtausendealter sozialer Vorgang justament in der rund 65-jährigen Bundesrepublik ihr Ende fände. Aber hat das eine mit dem anderen zu tun? Der eifernde, ja geifernde Wunsch, es ihr einmal richtig heimzuzahlen (was immer auch damit gemeint sein mag), scheint beim Gros der Votanten in Medien und Netz übermächtig gewesen zu sein. Man freudschämt sich über die Dämlichkeit der Affekte ...

Ganz herzlich

Fortsetzung von Seite 1

Ein Mythos taucht wieder auf

Über die letzten Tage oder Stunden gibt es keine gesicherte Nachricht. Kein Polizeibericht über Tinos Tod. Die Schweizer Botschaft hat mehrmals bei der bolivianischen Regierung interveniert und dennoch keinen offiziellen Rapport erhalten. Dass Tino umgekommen ist, besagen Nachrichten, die auf zwei verschiedenen Kanälen aus dem Urwald der Yungas in die städtische Zivilisation gelangt sind.

Einer, der die Botschaft überbringt, ist Chris. Er gehörte während der Hell's-Angels-Zeit zu Tinos besten Freunden. In den späteren Jahren lebt er mit den Rockern in Rio de Janeiro; dann bricht der Kontakt zu seinen Freunden und seinen Angehörigen ab. Er ist einer der wenigen, der zu Tino hält, auch als der Boss «out of town» ist – weg von Zürich. Noch ahnt in der Schweiz niemand etwas von Tinos Tod, als Chris von Tinos Bruder beauftragt wird, hinüberzugehen nach Bolivien und Tino neue Papiere zu bringen; nach der Flucht braucht er wieder welche.

Als Chris zurückkehrt nach Zürich, bringt er nur noch das Foto mit, das er aus dem falschen Pass herausgerissen hat. «Er ist in meinem Büro gestanden, mit Tränen in den Augen», sagt Ruedi. «Er erzählte mir, er sei in Tutilimundi gewesen. Tino sei tot. Das hätten ihm Indios berichtet.»

Nach einer Sauferei verstorben. Unter einem Baum. Mit Schaum vor dem Mund.

Ruedi ist schockiert. Er muss es glauben: «Ich habe erlebt, wie sie Feste feiern. Sie nehmen eine riesige Konservenbüchse, in der einmal Gurken waren, schütten reinen Alkohol hinein, und dann – jeder säuft.» Es war schon möglich: «Von der Kiste (dem Gefängnis, d. R.) her war Tino natürlich geschwächt, hatte zu wenig gegessen und zu viel Kokapaste geraucht.»

Zugleich zweifelte er: «Dem Chris konnte ich zwar vertrauen, aber es konnte ja sein, dass er getäuscht worden war.» Chris hat nach seiner Rückkehr aus Tutilimundi in der Goldgräberstadt Guanay einen Totenschein auf Tino ausstellen lassen, der allerdings einen fragwürdigen Eindruck macht. Ein vorgedrucktes Formular, «Certificado de Defunción» Nr. 435361. Darin handschriftlich ausgefüllte Rubriken:

Lugar: Tutilimundi

Fecha: 11 Septiembre 1981

Hora: 14 p. m.

Causas de la muerte: Entocicado

Cementerio donde será sepultado:

Tutilimundi

Stempel und Unterschrift: «Guanay,



Ein Joint macht die Runde – Tino (im Hintergrund rechts) mit Freunden in einem Camp.

14 Diciembre de 1981, Gerardo Bonilla Buono, Official del Registro Civil No. 105.»

Verstorben ist er also in Tutilimundi am 11. September 1981 um 14 Uhr an Vergiftung und begraben am selben Ort. Bestätigt allerdings erst drei Monate nach dem Ereignis. Nicht ausgefüllt ist die Rubrik: «Quien Comprobó la defunción» – in der Zeugen für das Ableben anzugeben sind.

Ein anderer, der die Botschaft zu einem berufenen Adressaten trägt, ist Jaime, ein Amerikaner, gehört in den Dunstkreis der Paffer von Coroico, hat sich an die Swiss Connection gehängt und ist ein besonderer Liebling Tinos. Ein «ziemlich verrückter Typ», wie Trix sagt.

Der meldet sich bei der schweizerischen Vertretung in La Paz, wovon eine bemerkenswerte «Aktennotiz» vom 22. Oktober 1981 zeugt: «James Michael Lannon, c/o Sheraton Hotel, La Paz (englisch sprechende, etwas komische Figur, früher Goldgräber), sprach auf der Kanzlei vor und erklärte, er hätte von zwei Freunden die Nachricht erhalten, Martin Schippert sei gestorben. Schippert habe in den Yungas in einem Bergwerk gearbeitet. Er habe verkündet, sein Bruder werde ihm 30000 US-Dollars senden, damit er zwei Bagger zum Goldwaschen kaufen könne. Diese Nachricht sei begossen worden, und Sch. habe sich am Fest derart betrunken, dass er nach einer Hämorrhagie gestorben sei.» (Hämorrhagie ist eine Blutung.)

Der Schweizer Botschafter schenkt den Erzählungen dieses Abenteurers aus den Yungas

keinen Glauben, notiert aber immerhin: «Ort des Festes und Sterbeort: Guanay / Datum des Hinschiedes: 10. Oktober 1981, 1700 h / Begraben in: Tutili Mundi am Rio Mapiiri.»

Er denkt, der Mann sei verwirrt und wolle womöglich nur Geld. Die Botschaft verzichtet darauf, der Familie die ungesicherten Nachrichten zu melden. Eine menschlich fragwürdige Entscheidung, auch wenn sie konsularischen Gepflogenheiten entsprechen mag.

Die Behörden in Bern lassen in La Paz die Echtheit des Totenscheins aus Guanay abklären und notieren nicht eben in der freundlichen Art von Diplomaten, dass dessen Erhalt wohl nur eine Flasche Wein gekostet habe: «Die Käuflichkeit und das vollständige Fehlen jedes Skrupels bei sehr vielen bolivianischen Beamten ist bekannt.»

Die Schweizer Botschaft in La Paz erkundigt sich durch eigene Kanäle über ungewöhnliche Ereignisse in den Yungas; Missionare im Ort Mapiiri haben aber von keinem Todesfall gehört.

Seltsamer ist etwas anderes: Tino ist laut dem Totenschein aus Guanay schon am 11. September verstorben; sein letzter Brief aus Caranavi aber ist handschriftlich datiert mit: 13. September. Wenn die Urkunde rund ein Vierteljahr nach dem Tod ausgestellt worden ist, gestützt auf mündliche Berichte, ist ein Fehler im Todesdatum erklärbar. Daraus lässt sich nicht schliessen, dass die Person überhaupt nicht verstorben sei.

Chris hat dort, wo Tino begraben sein soll,

Fortsetzung Seite 3

Fortsetzung von Seite 2

Ein Mythos taucht wieder auf

ein Kreuz errichtet. Er hat Fotos der Grabstätte mitgebracht: Erde, von Bollensteinen eingerahmt, ein Holzkreuz, dahinter Buschwerk. Auf dem Kreuz steht «Carlos Martin Schipert» (waagrecht), «Hells Angels» (senkrecht) und «11.9.1981» (im Zentrum, klein). Es ist nicht jener Spruch ins Holz geschnitzt, den Tino einst für sein eigenes Grabmal entworfen hat: «Wo du bist, da war ich einmal; wo ich bin, da wirst du einmal hinkommen.» Ein anderes Foto aus dem selben Film zeigt einen Baum, dahinter Hütten. Es ist jener legendäre Mangobaum, unter dem Tino nach Chris' Erzählung sein Leben ausgehaucht hat.

Was Jaime und Chris erzählt haben, scheint durch Gerüchte und Nachrichten bestätigt zu werden. Trix hat von Bekannten bei Nachforschungen in den Yungas ebenfalls gehört, «Carlos» – wie Tino heißt – sei an Überanstrengung, an Erschöpfung gestorben.

Schließlich erhält die Schweizer Botschaft über «ein Mitglied der Schweizerkolonie» eine Bestätigung: Dieses ungenannte Mitglied

«konnte einen Arbeitskollegen veranlassen, anlässlich einer Geschäftsreise in die Yungas durch diskretes Nachfragen Näheres zu erfahren. Die so erhaltenen Hinweise decken sich ziemlich mit den Aussagen von James M. Lannon, obschon diesmal als Todesursache ein Herzversagen genannt wird.»

Das Todesdatum bleibt unsicher. Über den Ort geben die Dokumente unterschiedliche Auskunft – Tutilimundi oder doch Guanay? Die Todesursache ist je nach Quelle anders – Lungenödem, Herzversagen, Vergiftung. Vielleicht ein Asthmaanfall?

Oder war Gewalt im Spiel wie bei früheren Dorfquerelen? Darüber lässt sich nur spekulieren. Der Entwicklungsattaché der Botschaft in La Paz, Martin Wieser, hat im Gedächtnis, Tino sei «umgebracht» worden, und seine Frau Geneviève äußert – zweifelnd – «erschossen?». Tino lebte in einem Gebiet von Goldgräbern und Desperados.

Dennoch: In ihrer Hauptaussage weichen die Quellen bei allen Widersprüchen und of-

fenen Fragen nicht voneinander ab. Es gibt also zwei unabhängige, namentlich bekannte Informanten, deren Aussagen später durch Leute an Ort bestätigt werden.

Und doch bleiben Stimmen des Zweifels. Tino soll praktisch im Nachthemd aus dem Spital geflohen sein, zu Fuß über die Anden gelaufen und bei Indianern unter einem Mangobaum entschlafen. Diese Story glauben manche nicht. Ist das ein letztes Märchen, das der alte Flunkerer noch selbst in die Welt gesetzt hat?

Tino habe sich wohl absichtlich in Tropenluft aufgelöst, sei im feuchten Dschungel abgetaucht, bieten einige herum.

Derartiges denken anfänglich sogar die Behörden: Der Mann habe «ein klares Interesse gehabt, «offiziell» zu verschwinden», heisst es in einem Dokument aus Bern. Die bolivianische Polizei hat ihn seit seiner Flucht ja in-

tensiv gesucht. Der damalige Botschafter Edwin Trinkler vermutete genau das: «Die Idee ging mir durch den Kopf: Will er sich aus dem Staub machen? Ist das ein fingierter Tod?»

Tinos Angehörige halten das für ausgeschlossen. Jahrelang hat er sie über seine Bewegungen informiert, hat den Kontakt aufrechterhalten, auch in schlimmen Momenten. Nun, da er aus dem schlimmsten Loch geflohen ist, soll er die Fäden kappen, ohne jemanden zu informieren? Früher schrieb er es doch seiner Mutter, als er tatsächlich einmal mit dem Gedanken spielte, sich abzumelden.

Diesmal hat er sich im Gegenteil auf ein Wiedersehen mit seinen Angehörigen gefreut: «Jetzt ist alles o. k., werde bald möglichst in den Dschungel verschwinden, um auf Isa zu warten», schreibt er. Im letzten Brief an Isa heisst es: «Bin leider unerreichbar, aber hoffe sehr, dass du zu mir kommst, werde warten, so lange ich kann, und zwar in Tutili Munde ...» Und im letzten Brief an seinen Bruder steht: «Hoffe, wir sehen uns bald wieder unter Palmen am Fluss.»

Beide haben ihn nie mehr gesehen.

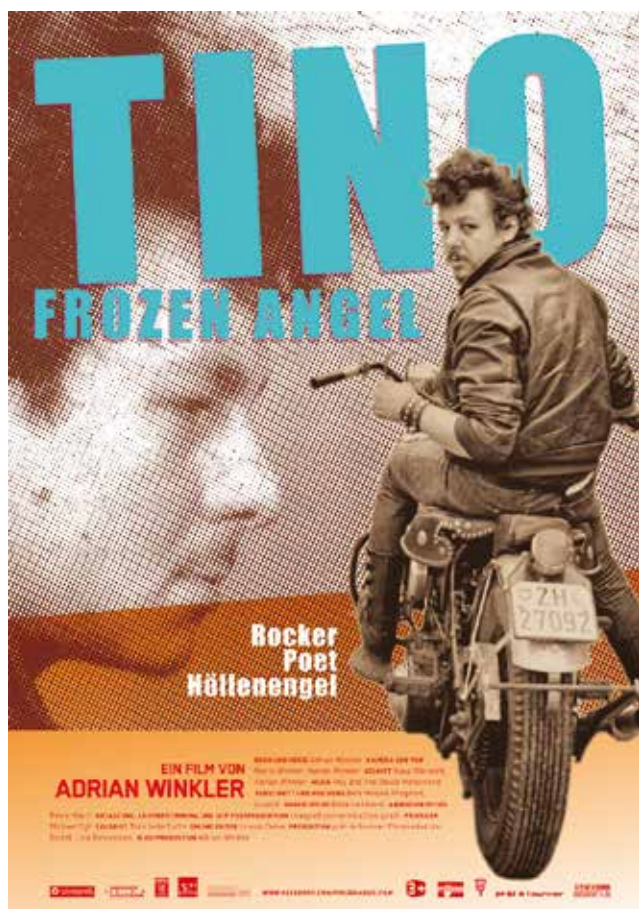
Sogar wenn Tino wirklich untergetaucht wäre – irgendwann in den folgenden Jahren hätte er Kontakt aufgenommen.

Gegen Tinos Tod spricht allerdings, dass einige ihn danach noch lebend gesehen haben.

«Einmal im Jahr zu Todos los Santos besuchen die Toten die Lebenden», steht im Bolivien-Reiseführer über die indianische Welt. «Die Toten kehren zurück, um die Erneuerbarkeit des Lebens anzuzeigen.»

Es gibt Menschen, die von Begegnungen mit Tino berichten. Da ist der Konzertveranstalter Hans-Ruedi Jaggi – selber eine Legende –, der noch als Todkranker bestätigt, Tino sei im brasilianischen Tiefland gesehen worden. Seine Tochter Jeannette erzählt: «1987 war ich als Touristin in Brasilien. Ich glaube, es war in Manaus, als ich jemanden getroffen habe, der – für mich glaubwürdig – erzählte, Tino lebe noch. Er lebe weiterhin in der Region, in Brasilien, Uruguay oder Paraguay – an das genaue Land erinnere ich mich nicht mehr. Ich wusste von Tino durch die Erzählungen meines Vaters.»

Später nennt Jaggi noch einen Zeugen. Aber auch der ist nur einem begegnet, der gesagt hat, er habe ... Ein anderer erklärt, er habe nicht das gesagt, was Jaggi von ihm gehört haben will; nämlich dass er selber Tino



**Ab 13. Februar
in Schweizer Kinos**

Fortsetzung Seite 5

L'AFFICHE



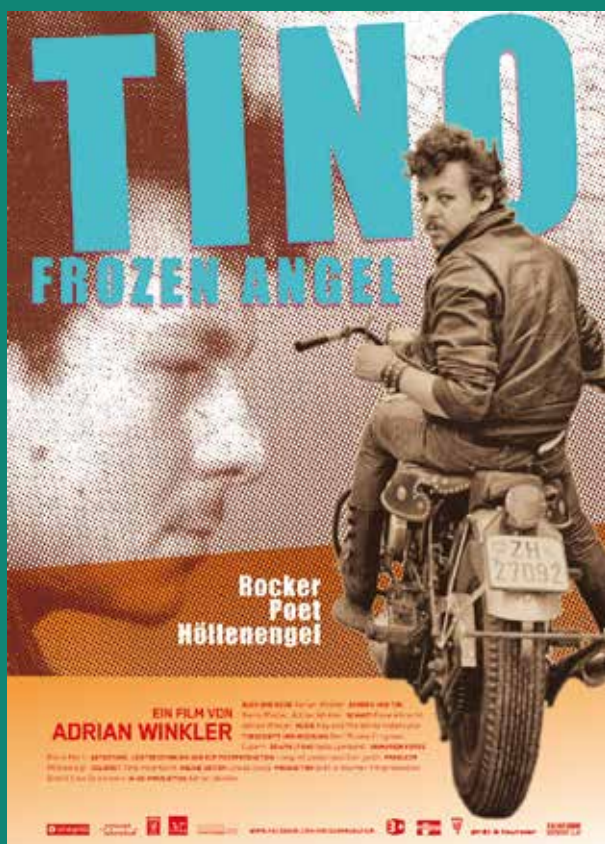
Logbuch: Lesungen und Vernissagen

Ab 13. Februar in den Schweizer Kinos

- **Tino – Frozen Angel**
Dokumentarfilm von Adrian Winkler



Das Buch zum Film:
Willi Wottreng
Tino – König des Untergrunds
im Elster Verlag



Jutta Motz liest
Evangelisches Gymnasium
zum grauen Kloster

Salzbrunnerstr. 41, 14193 Berlin

- **Mittwoch, den 12. März 2014,**
vormittags
- **Mittwoch, den 12. März 2014, 20 Uhr**
VIF Weinhandel
Mexikoplatz 1, 14163 Berlin
Tel. efon 030-92 25 92 20
Eintritt: Euro 10



**Elster Verlag auf der
Leipziger Buchmesse**

- **Donnerstag, 13. März bis**
Samstag, 15. März 2013
Schweizer Stand;
Standnummer: 4-C301

**Schweizer Krimiautoren lesen...
Moderation Jutta Motz**

Schauspiel Leipzig

Bosestr. 1, 04109 Leipzig

- **Donnerstag, den 13. März 2014, 17 Uhr**
Petra Ivanov, Susi Schmid, Helmut Meier, Mitra Devi
- **Freitag, den 14. März 2014, 17 Uhr**
Wolfgang Bortlik, Andrea Fazioli, Franziska Streun
Peter Beutler
- **Samstag, den 15. März 2014, 16 Uhr**
Markus Matzner, Milena Moser, Michel Theurillat,
Peter Zeindler

Der Poet, der 17 Stunden am Tag Handys baute

Der Wanderarbeiter Guo Jinniu

Poesie aus dem Bauch der Gesellschaft: Der Wanderarbeiter Guo Jinniu hat Handys gebaut. Dann fing er an zu schreiben und gewann einen der Hauptpreise bei Chinas aufregendstem Poesiewettbewerb.

Kai Strittmatter

Vor einem halben Jahrhundert wurde er geboren: Guo Jinniu, der Kurzgeschorene. In Huanggang, einem Flecken am Langen Fluss. Wasserbüffel, Schweine, Weizen, Reis. Die Eltern nennen ihn Jinniu, Goldener Ochse. Stur, ja, zäh, ja. Fürs Feld geboren, nein. Der Weizen verdorrt, der Reis verschimmelt unter seinen Händen, Bruder und Schwester lachen und seufzen. Die Eltern sind froh, als er sich auf den Weg macht. In den Süden, wo man die Hoffnung mit der Seeluft einatmet und das Geld von der Straße klaubt. Die Heimat ist etwas, das man flieht, ein Meer der Bitternis seit Tausenden von Jahren. Der Strom der Wandernden trägt ihn nach Shenzhen. Eine Stadt geschaffen aus dem Nichts. Ein neuer Ozean, neue Bitternis. Fabriken groß wie Städte schlucken die staunenden Ochsen aus dem Hinterland.

Die 300 Yuan von zu Hause sind schnell aufgebraucht. Er schläft in den Hügeln, wie andere auch, mit nichts als den Kleidern am

Körper. Oft verliert er die Arbeit so schnell, wie er sie gefunden hat. Die Vorarbeiter brüllen, demütigen. Als es Prügel absetzt, wehrt er sich, fliegt raus.

Am Fließband jagen die Handys vorbei, mal 11, mal 13, mal 17 Stunden am Tag. Wenn du dich einmal umdrehst, kommt alles aus dem Tritt. Krank sein geht nicht, für jeden Tag, den einer fehlt, werden ihm drei Tage vom Lohn abgezogen. Zum Arzt? «Wer hat denn Geld für einen Arzt?» Wieder fliegt er raus.

Einmal sieht er auf der Straße, wie ein Mann beim Kulturzentrum eine Wandzeitung anklebt: selbst geschriebene Gedichte. Wahnsinn, denkt er: Hier gibt es Leute, die sich fürs Schreiben interessieren. Wie er, der einst zu Hause in sein Tagebuch gekritzelt hatte, während draußen der Reis noch nicht gesetzt war. Er spricht den Mann an. Der Mann gibt ihm ein Bett.



Der Wanderarbeiter Guo Jinniu (Bild: Kai Strittmatter).

In der Tradition der «Obskuren»

Yang Lian, der Langhaarige, ist zehn Jahre älter. Er kommt in Bern auf die Welt, Sohn eines chinesischen Diplomaten, wächst in Peking auf. Maos Revolution ist nur sechs Jahre älter als er. Eine gute Familie, ein Leben in der Hauptstadt. Und doch versinken sie auch dort bald in Bitternis. Das Schicksal der Chinesen im letzten Jahrhundert. Den 21-jährigen Yang Lian erwischt die Kulturrevolution, sie verkrüppelt eine Nation, ihre Seele. Ihre Sprache. Er wird aufs Land geschickt wie alle Jungen aus der Stadt: von den Bauern lernen. Er schaufelt Gräber.

Nachts, nach der Feldarbeit, setzt er sich auf einen Hocker und schreibt. Wie es anderswo in anderen staubigen Weilern zur gleichen Zeit auch junge Dichter wie Gu Cheng, Mang Ke und Bei Dao tun. Sie wissen nicht voneinander, und doch eint sie ein Verlangen: die von der Propaganda geschundene und entkernte Sprache mit neuem Leben zu füllen. Sie benutzen Worte wie «Sonne», «Erde», «Wasser», «Tod». Das jahrzehntelang nur Parolen gewöhnte Publikum ist irritiert. Sonne? Erde? Man nennt sie, tatsächlich, die «Obskuren». In ihrer Poesie wird die chinesische Sprache wiedergeboren.

Yang Lian ist ein Wandernder, ein Exilant, der sich in der Tradition des großen Qu Yuan sieht, jenes genialen ersten Dichters, der sich nach einem Leben in der Verbannung vor mehr als 2000 Jahren im Fluss Miluo ersäuft. Nach dem Massaker vom Platz des Himmlischen Friedens 1989 lebte Yang Lian in Neu-

Fortsetzung von Seite 3

Ein Mythos taucht wieder auf

noch in den achtziger Jahren begegnet sei. Jaggi bleibt dabei: «Ich habe ganz ehrlich das Gefühl, dass Tino noch lebt. Ich kenne ihn. Er wusste schon, wie man so etwas machen muss, und er war radikal.»

In der einstigen Basler Halbstarkenszene glauben manche ebenfalls nicht an Tinos Tod. Auch da ist Tino gesehen worden. Vreni, Tinos Freundin aus der Halbstarkenszeit, berichtet vom Gangchef Raymond: «Er hat mir gesagt, Tino sei diesen Frühling bei ihm gewesen, hier in Basel. Er habe einen Lamborghini kaufen wollen, unter einer falschen Identität.» Als ich ihr darlege, was mir über die letzten Ereignisse in Tutilimundi bekannt ist, wird der Abend immer herzlicher und immer trauriger. Ich habe Vreni offenbar die Nachricht vom Tod ihres Freundes überbracht, den sie am Leben geglaubt hat.

Die Frage also an Gangchef Raymond, der Tino persönlich begegnet sein soll. Raymond beisst die Zähne zusammen. Ich spüre: «Die Journalisten ...». Immerhin gibt er zu verstehen, dass er weiss, was er weiss. Eine einzige Frage beantwortet er dann doch: «Hast du Tino in den letzten zehn Jahren gesehen?» Raymond: «Ich kann offiziell sagen: Ja.» Wobei «offiziell» hier bedeutet: förmlich und bestimmt.

Tino lebt, in den Herzen jedenfalls. Wie James Dean. Wie Elvis. Er kann nicht weggehen.

Denn er lebte, wovon andere nur träumen: ein Leben ohne Einschränkungen und Kompromisse. Und die Träume werden durch seinen Tod nicht eingelöst. Es war der Traum einer Generation.

Als Loser, der einstige Vize der Hell's Angels, in seinen Unterlagen auf die Todesanzeige Tinos stösst, fährt er mit dem Finger über die Jahreszahl: 1981. Dann sagt er langsam: «Tino ist den Angels treu geblieben. Der achte und der erste Buchstabe im Alphabet sind H und A! 81 ist die Zahl der Hell's Angels.»

Soeben wieder aufgelegt!



Willi Wottreng
Tino – König
des Untergrunds
Die wilden Jahre
der Halbstarcken
und Rocker
Fr. 24.00
Euro (D) 19.80
Broschiert,
288 Seiten

Fortsetzung Seite 6

Fortsetzung von Seite 5

Der Wanderarbeiter Guo Jinniu

seeland, in London und in Berlin. China besucht er regelmäßig, aber er bleibt einer von draußen, gewollt, das hilft dem klaren Blick. Yang Lian ist heute einer der bekanntesten chinesischen Dichter; bei Hanser erschienen in diesem Jahr seine «Konzentrischen Kreise», in China selbst werden seine Bücher mal gedruckt und mal verboten, so wie das letzte, in dem sich die Zeile vom «blutroten Schlamm unter Panzerketten» findet.

Ein Wanderer ist auch Guo Jinniu, im Geiste wohl auch ein Exilant. «Jemandem wie mir ist es verwehrt, so zu leben, wie er im Innersten gerne möchte. Aber es ist mir nicht verwehrt, so zu schreiben, wie mein Innerstes mir diktiert.» Guo Jinniu lebt noch immer in Shenzhen, ein Wanderarbeiter im Industrieviertel Longhua, auf zwölf Quadratmetern in einem fensterlosen Zimmer mit seiner Frau und zwei Kindern, mit einem alten Autoreifen an der Wand und einem Band «Ausgewählte Gedichte der Weltliteratur» neben dem Bett, das sich die ganze Familie teilt.

Bis vor zwei Monaten hatte niemand außerhalb dieses Viertels je von Guo Jinniu gehört. Bis vor zwei Monaten war er noch nicht in Peking gewesen. Hatte sein Lebtage nur in Schlaftälen übernachtet. Dann bezog er ein Zimmer in einem Fünfsterhotel nahe der Verbotenen Stadt. In der Hauptstadt überreichte der Dichter Yang Lian dem Dichter Guo Jinniu einen der Hauptpreise des erstmals ausgeschriebenen «Internationalen Preises für chinesische Poesie». Guos Gedichte, sagt Yang Lian, öffneten die Tür zu einer «Welt ohne Stimme».

Der Junge, im Morgengrauen, zählt vom 1. bis zum 13. Stock.

Am Ende hat er das Dach erreicht.

Er. Flieg, flieg.

Der Vögel Flügelschlag, unnachahmlich.

Der Junge zieht eine gerade Linie, so schnell.

Ein Strich von Blitz.

Konnte nur die erste Hälfte sehen.

Die Erde, ein weniger größer

als das Longhuaviertel, trifft ihn frontal.

Geschwindigkeit, trug fort den Jungen;

Sie, Reis, trug fort

ein kleines Körnchen Weiss.

Da springt einer. Vom Dach der Fabrik. In der Stadt, in der er ein besseres Leben zu finden glaubte. Es gab diese Sprünge wirklich. 18 junge Arbeiter, innerhalb von ein paar Monaten im Jahr 2010. Bei Foxconn, dort, wo unser iPhone herkommt, unser Wii, unsere Xbox, der größte Elektronikhersteller der Welt. 240 000 Menschen arbeiten allein in der Fabrik in Longhua, ein kurzer Fußmarsch von Guo Jinnius Kammer entfernt. «Heimkehr auf dem Papier» heisst sein Gedicht.

Was ist das eigentlich für ein merkwürdiges Ding, dieses China? Vor der Ausschreibung des Poesiepreises stand dieses große Fragezeichen. Ein Land, das sich kommunistisch nennt und sich dabei kapitalistischer gebärdet als der Kapitalismus. Eine Herausforderung. Am Anfang war es die Idee zweier Leute: Yang Ermin, Gründer der Website Artsbj.com und als Maler so erfolgreich, dass er es sich leisten

kann, als Mäzen die Poesie zu fördern. Und Yang Lian. In der Jury saßen sieben der besten Dichter des Landes, im Beirat finden sich Namen wie Adonis, Breyten Breytenbach, Joachim Sartorius.

Eine Sonde wollten sie schicken, tief hinab in die Schichten der chinesischen Gesellschaft. Wissen, Erfahrung, Nachdenken anzapfen über das unerhörte Geschehen, das hier oben, im Chaos Pekings, Shanghais, Shenzhens allen das Hirn durch den Fleischwolf dreht. Warum die Poesie? Aber natürlich die Poesie! Sagt Yang Lian. «Die Globalisierung ist der große Ozean. Die Kultur ist unser kleines Boot auf den Wellen. Und die Poesie ist der stabilisierende Ballast, ohne den das Boot kentern und untergehen würde.»

Weder Politik noch Kommerz wissen groß etwas anzufangen mit der Poesie. Das, meint Yang Lian, sei ihr Glück und ihre Chance. «Unser Verdienst damals war nicht, dass wir uns gegen die Diktatur aufgelehnt haben», sagt Yang Lian. «Unser Verdienst war, dass wir die Sprache gereinigt haben. Dass wir sie bereit machten für tiefere Reflexion. Heute ist das vielleicht noch wichtiger als damals.»

China war immer eine Nation der Poeten, aber wieso schreibt hier ein Wanderarbeiter Gedichte? Sagt der Wanderarbeiter: «Noch im letzten Bauerndorf wirst du hier Menschen finden, die nicht lesen und nicht schreiben können, wohl aber einen Vers von Li Bai oder Du Fu aus der Tang-Dynastie aufsagen.» Chinas Literaten verfassten immer Dichtung, nicht Prosa. Seine Beamten, seine Kaiser ebenso. Die chinesischen Schriftzeichen – vieldeutig, mehrschichtig, zeitlos – betteln geradezu nach Poeten, die sich ihrer bemächtigen.

Und trotzdem: War die Zeit der Dichter nicht auch in China schon zu Ende? Yang Lian selbst und seine Freunde waren noch Popstars, damals, im Taumel Ende der 70er-, Anfang der 80er-Jahre, als das Land sich von Maos Wahnsinn befreite: gefeiert, angehimmelt, ihre Werke gierig verschlungen. Vorbei die Zeiten. «Dichter sind schon lang keine Helden mehr», sagt Yang Lian. Kein Geld, keine Karriere: Loser. Yang Lian gegenüber sitzt eine Peking-Übersetzerin, sie sagt: «Früher haben die Mädchen einen angehimmelt, wenn er in der Uni Gedichte geschrieben hat. Heute gehen sie ihm aus dem Weg. Viel zu weltfremd, für heutige Chinesen riecht das nach gefährlicher Dummheit.» Als China in diesem Jahr hundert Jahre moderne chinesische Poesie feierte, da waren sich viele Kommentatoren einig: Die Poesie ist erledigt. Weg vom Fenster. Keiner liest mehr, keiner schreibt mehr Gedichte.



Sprechverbot, Zwölfstundenschichten, auf die Toilette nur mit Erlaubnis: Arbeiterinnen beim Elektronikhersteller Foxconn in Shenzhen.

Fortsetzung Seite 7

Fortsetzung von Seite 5

Der Wanderarbeiter Guo Jinniu

Als ob etwas geplatzt wäre

Es hätte also auch schiefgehen können. Im Juni 2012 schalteten sie den Wettbewerb frei auf ihrer Website; jeder, der auf Chinesisch schreibt, konnte sich bewerben, egal wo auf der Welt er lebt. Sie hofften auf ein paar Tausend Einsendungen. «Insgeheim dachte ich: Okay, wenns am Ende eintausend sind, dann sind das auch genug für die sieben Preise, die wir vergeben wollten», sagt Gründer Yang Ermin. Ein Jahr später, im Sommer 2013, waren 80'000 Gedichte eingereicht.

«So richtig klar wurde mir das erst, als ich alles ausdrucken und binden ließ, in Bücher zu je 400 Seiten», sagt Yang Ermin. Am Ende saß er auf 50 Bänden. Schaute. Staunte. Den Preis hat er auch deshalb ins Leben gerufen: «Vor ein paar Jahren noch waren die Menschen in China voller Hoffnungen – das Land aber hat sie ihnen allmählich genommen. Wir brauchen endlich eine kritische, konstruktive Auseinandersetzung mit dem, was hier passiert.» Poesie aus dem Bauch des Dichters, ja, aber auch aus dem Bauch der Gesellschaft.

80'000 Gedichte. Es war, als ob da etwas geplatzt wäre, als ob lange Aufgestautes, lange Verstecktes mit einem Mal nach oben quoll. Die meisten Verse stammen aus China, aber auch aus Taiwan, Hongkong, Amerika, Deutschland. Gedichte von bekannten Dichtern, von Polizisten, Beamten, Kellnern, von einem Gemüseverkäufer aus Sichuan, Künstlername «Stolzer Adler», von einem Wanderarbeiter aus Shenzhen, Künstlername «Impulsiver Diamant». Das ist Guo Jinniu. «In dem Jahr habe ich mehr gelernt als in 20 Jahren zuvor», sagt er. Guo Jinniu kennt viele der fast 500 Websites, auf denen die Schreiber sich austauschen, auf seine Lieblingswebsite werden jeden Tag mehr als 1000 neue Gedichte hochgeladen. Es ist bloß so: «Es gibt heute mehr Dichter als Leser.»

Die Tränen der Mutter, springen von den Rändern der Ziegel.

Das war der 13. Sprung in sechs Monaten. Die zwölf Namen davor.

Staub, frisch gefallen.

Herbstwind weht die ganze Nacht durch Mutters Schilfgras.

Weisse Asche, leichtes Weiss, fährt mit dem Zug nach Hause, es kümmert ihn nicht das Weiss von Reis.

das Weiss der Schilffähre

das Weiss der Mutter

das Weiss des ersten Frosts

So grosses Weiss, begräbt das kleine Weiss wie eine Mutter, die ihre Tochter begräbt.

Guo Jinniu arbeitet nicht mehr am Fließband, er ist jetzt bei einer Firma angestellt, die im Auftrag der Stadtregierung die nach Shenzhen einströmenden Wanderarbeiter registriert. Seine Frau Chen Qiong, 18 Jahre jünger als er, hat er so kennen gelernt. Was mochte er an ihr? Er überlegt. «Ich musste ja heiraten», sagt er. «Und fleißig ist sie.» Er hat ihr auch schon Gedichte geschrieben. Sie hat noch nie eines gelesen. Wirklich nicht, Chen Qiong, noch keines? Sie steht neben ihm, schnauft verlegen, murmelt: «Ich bin so ungebildet.» Er sagt: «Sie ist mehr praktisch veranlagt.»

Neben dem Zimmer, in dem die Familie lebt, führt eine Tür in einen anderen fensterlosen Schlauch, fleckig grün getüncht, an der Wand ein Computer neben dem anderen: ein kleines Internetcafé. Sie haben das Café vor drei Jahren aufgemacht, es läuft nicht gut, sie haben Schulden, aber immerhin: Die Frau kann so bei den Kindern sein. Zuvor, in der Kabelfabrik, hatte sie 14 Stunden am Tag gearbeitet, sechs Tage die Woche, keine Ferien. Mit Überstunden kam sie da auf 3000 Yuan im Monat, knapp 450 Franken. So viel verdient Guo Jinniu jetzt auch.

Am Ende des Monats bleibt nichts übrig. Sie sind, wie alle Wanderarbeiter, offiziell noch immer Auswärtige, haben keinen Hukou, keine Wohnsitzregistrierung für die Stadt Shenzhen, also müssen sie für die elfjährige Tochter Chenlu und den achtjährigen Sohn Chenggang Schulgeld bezahlen: 14'000 Yuan im Jahr. «Uns geht es eigentlich nicht schlecht», sagt Guo Jinniu: «Unsere Eltern sind tot, also müssen wir nicht für sie sorgen. Mein Leben ist besser als früher. Ich bin jetzt kein Schräubchen mehr in der Fabrik. Aber krank werden darf ich nicht, nicht einen Monat. Ich spüre den Druck.»

Hier, in der dunklen Computerhöhle, zwischen Teenagern, die Ego-Shooter spielen, liest und schreibt er. «Wenn ich Gedichte lese, dann ist es, als sei ich in einem Magnetfeld gefangen. Ich selbst schreibe langsam, quälend langsam.» Noch immer sitzt Guo Jinniu in seiner dunklen Kammer. Aber die Welt hat kurz aufgemerkt: Da ist einer. Der Preis, sagt er, habe ihm einen neuen Anfang geschenkt. «Von hier aus gehe ich weiter. Egal wohin.» Seine Gedichte erscheinen bald in einem Buch. «Stell dir vor, die Gedichte eines Wanderarbeiters.» Im Kopf hat er nun einen Roman. «Ich habe viel gesehen. Um mich herum sind Leute reich geworden, und andere haben ihr Leben gegeben. Manche haben 20 Jahre geschuftet und besitzen keinen Cent, dann wieder gibt es solche wie den aus meinem

Dorf, der heute elf Fabriken besitzt, er will jetzt in den USA an die Börse. Manche sind einfach aus solchem Holz geschnitzt, andere wie ich sind zum Schreiben geboren.»

Mit Guo Jinniu im Auto seines Chefs, bei der Schranke zu Foxconn. Die Sicherheitsvorkehrungen sind streng, der Ausweis des Chefs verschafft uns Einlass. Eine kleine Stadt, diese Fabrik: eigene Wohnheime, eigene Banken, eigene Supermärkte, eine eigene Polizeiwache. Hier müsste einer sein Leben lang nicht mehr raus. «Eigentlich sind die materiellen Bedingungen bei Foxconn besser als in den kleinen Fabriken», sagt Guo Jinniu: «Die Gehälter sind höher, es gibt Sozialleistungen.» Und die Selbstmorde? Der Chef seufzt. «Die jungen Leute. Nehmen Gefühle so wichtig. Sind anders aufgewachsen als wir noch, diese Einzelkinder. Immer im Mittelpunkt, immer alle Wünsche erfüllt. Voller Hoffnung. Dann landen sie hier, die Wachleute schubsen sie herum, der Vorarbeiter brüllt. Die sind schockiert.»

Guo Jinniu sagt: «Sie werden gehalten wie Roboter. Kein Wort dürfen sie miteinander sprechen. Zwölf Stunden lang. Auf die Toilette nur mit einer Nummer, die du beantragen musst.» Der Westen vor 100 Jahren, Charlie Chaplins «Moderne Zeiten», das ist Shenzhen heute. Guo Jinniu deutet mit dem Finger nach oben. «Hier, schau, da sind sie»: Auf dem ganzen Gelände, hoch über der Strasse, umkränzen sie jedes Gebäude: engmaschige, feste Netze. Keiner soll hier mehr in den Tod springen.

Im 13. Stock wird ein Selbstmordnetz angebracht, das ist meine Arbeit.

Das bringt mir einen Tag Lohn.

Ich drehe langsam eine Schraube fest, im Uhrzeigersinn, sie kämpft und wehrt sich. Je mehr Kraft ich aufwende, um so grösser die Gefahr.

Reis, ihre Lippen feucht und duftend, zwei Tropfen Wasser in den Grübchen. Sie sorgt sich.

Der Herbst verliert jeden Tag ein Kleid.

Mein auf dem Papier heimgekehrter Freund, ausser Reis, deiner Verlobten,

erwähnt kaum noch einer, dass du einmal in diesem Haus in Zimmer 701

eine Pritsche belegt

Dongguan Reismudeln gegessen hast.

Die Heimat. «Damals, als ich in der Stadt ankam, war ich total verloren», sagt Guo Jinniu. «Wenn ich jetzt in mein altes Dorf heimkehrte, ginge es mir genauso.» Es gibt kein Zurück.

Der Artikel des deutschen Journalisten Kai Strittmater erschien erstmals im Zürcher «Tagessanzeiger»

Von jetzt ab monatlich im «Lesesaal»:

KrimiZEIT

Die 10 besten Krimis des Monats

Februar 2014

Das Beste vom Besten: An jedem ersten Donnerstag des Monats geben 17 Literaturkritiker und Krimispezialisten aus Deutschland, Österreich und der Schweiz die Kriminalromane bekannt, die ihnen am besten gefallen haben.

- 1** ⁽¹⁾ **John le Carré:**
Empfindliche Wahrheit
Aus dem Englischen von Sabine Roth,
Ullstein, 400 S., 24,99 €

Gibraltar/London/Cornwall. Unverwechselbar der Sound, kristallklar der Blick: Mit 82 schreibt John le Carré tough wie je. Public-private-Partnership in puncto Sicherheit: Die Unschuldigen enden als Kollateralschäden, die Aufrechten ohne Chance. Der Terror gedeiht.
- 2** ⁽³⁾ **Dennis Lehane:**
In der Nacht
Aus dem Englischen von Sky Nonhoff,
Diogenes, 592 S., 22,90 €

Boston/Ybor, Florida. Joe Coughlin kann keiner was. Denkt er. Dann fickt ihn Emma Gould, er landet im Knast, und wäre er nicht doch recht clever, hätte er es danach nicht zum Alkoholschmugglerkönig gebracht. Prohibitions-Panorama: Gangster bauten die Nation mit.
- 3** ⁽⁹⁾ **Jesper Stein:**
Unruhe
Aus dem Dänischen von Patrick Zöller,
KiWi, 478 S., 12,99 €

Kopenhagen 2007. Der Tote auf dem Friedhof ist als Autonomer drapiert. Er wurde erwürgt, als Straßenschlachten um ein Jugendzentrum tobten. Lokalreporter Jesper Stein schickt mit Kommissar Steen einen kranken Mann zwischen die Fronten. Interessantes Debüt.
- 4** ⁽²⁾ **Friedrich Ani:**
M
Droemer, 366 S., 19,99 €

München. Der Geliebte einer Lokaljournalistin ist verschwunden. Tabor Süden und seine Kollegen aus der Detektei geraten in die Spinnennetze bayerischer Nazis. Ihre Recherche führt in einen Strudel der Vernichtung. Ungeheuer.
- 5** ⁽⁴⁾ **Martin Cruz Smith:**
Tatjana
Aus dem Englischen von Susanne Aeckerle,
C. Bertelsmann, 320 S., 14,99 €

Kaliningrad/Moskau. Journalistin Tatjana wurde vom Dach gestürzt. Ihre Leiche ist weg. Arkadi Renko, leitender Ermittler wie schon in *Gorki Park*, stöbert ganz rücksichtslos in Putins Gier- und Geierparadies Monströses auf.
- 6** ⁽⁸⁾ **Zoë Beck:**
Brixton Hill
Heyne, 382 S., 8,99 €

London. Als Kollegin Kimmy in Panik aus dem Fenster springt, kriegt Emmas stabile Welt aus Facebook-Kontakten und SMS einen Knacks. Das, was ihr sicher schien, wird Instrument der Verfolgung: Social Media. *No way out?* Wahnsinn bricht durch, offline wie online.
- 7** ⁽⁻⁾ **Jan Costin Wagner:**
Tage des letzten Schnees
Galiani, 320 S., 19,99 €

Turku/Helsinki/Ostende. Die Welt ist aus den Fugen geraten. Ein Kind stirbt bei einem Autounfall. Ein Banker macht sich zum Liebeskasper. Eine rumänisch-ungarische Prostituierte tut, was sie tun muss. Ein Junge will Massenmörder sein. Kommissar Kimmo Joentaa wird vielleicht glücklich.
- 8** ⁽⁻⁾ **Gary Victor:**
Schweinezeiten
Aus dem Französischen von Peter Trier,
Litradukt, 136 S., 11,90 €

Haiti vor dem Erdbeben. Massengräber, in denen Hunde und Schweine wühlen: »Dieses Land war eine Guillotine, die jedem seinen klaren Kopf abschlug.« Nur mit Tranpe, Zuckerschnaps, zu ertragen. Inspektor Azémar kämpft um sein Kind. Gegen Korruption, evangelikale US-Sekten, Schweine.
- 9** ⁽⁵⁾ **Garry Disher:**
Dirty Old Town
Aus dem Englischen von Ango Laina und
Angelika Müller, Pulp Master, 332 S., 13,80 €

Melbourne. Erneut hat sich Profiverbrecher Wyatt mit Angebern und Gier-schlünden eingelassen. Ein simpler Überfall auf einen Juwelier wird zum Kampf um Beute, Rache und eine starke Frau. Der hartgesottene Wyatt verblüfft durch Empfindsamkeit.
- 10** ⁽⁻⁾ **Uta-Maria Heim:**
Wem sonst als Dir.
Klopfer & Meyer, 264 S., 20,- €

Stuttgart/Knittingen/Tübingen. »Wem sonst als Dir.« – Hölderlins Widmung an Diotima leitet die Selbstbefragung des irrenden Richters K. Muttermord, Totschweigen, Bruderliebe – Tricks, sein Leben zu verfehlen? Grantig, liebevoll, atemlos bis zum letzten Zug.

Die Jury:

Tobias Gohlis, Kolumnist der ZEIT, Sprecher der Jury | Volker Albers, »Hamburger Abendblatt« | Andreas Ammer, »Druckfrisch«, DLF, BR | Gunter Blank, »Sonntagszeitung« | Thekla Dannenberg, »Perlentäucher« | Fritz Görtler, »Süddeutsche Zeitung« | Michaela Grom, SWR | Lore Kleinert, Radio Bremen | Kolja Mensing, »Tagesspiegel«, DRadioKultur | Ulrich Noller, Deutsche Welle, WDR | Jan Christian Schmidt, »Kaliber 38« | Margarete v. Schwarzkopf, NDR | Ingeborg Sperl, »Der Standard« | Sylvia Staude, »Frankfurter Rundschau« | Jochen Vogt, Elder Critic, »NRZ«, »WAZ« | Hendrik Werner, »Weser-Kurier« | Thomas Wörtche, »Plärrer«, »culturmag«, DRadioKultur

Die **KrimiZEIT** am ersten
Donnerstag jeden Monats

DIE ZEIT

**nordwest
radio**

Ein Programm von
Radio Bremen und dem NDR

UKW 88.3 | 95.4

Die **KrimiZeit** im NordwestRadio,
einem gemeinsamen Programm von
Radio Bremen und dem NDR:
www.nordwestradio.de